

durch kühl-distanzierte Beobachtung ihre Überlegenheit herauszukehren, selbst gegenüber einem Meister wie Flaubert. Sie blickten mitleidlos und kalt durch das Augenglas ihrer Weltwahrnehmung, mit jenem überreizten Sinn für die Wahrheit der Dinge, aus dem man auch ihre eigene Hypochondrie herauslesen kann, die Melancholie der Einsamkeit und einen unstillbaren Hochmut, der sich zuweilen ins Maßlose versteigt: »In diesem Jahrhundert«, schrieb Edmond, »werde ich vielleicht der einzige gewesen sein, und ohne Abneigung gegen die Personen und einzig aus Liebe zur Wahrheit, der einzige, der die sogenannten großen Männer wie Renan, Sainte-Beuve etc. etc. auf ihren Platz verwies.«

Das *Journal des Goncourt*, viel bewundert und viel gescholten, hat sogleich nach seinem Erscheinen Schule gemacht. Jeder zweite Franzose, der sich zur Literatur berufen fühlte, glaubte sich und der Welt ein Tagebuch schuldig zu sein. Jules Renard begann das seine noch im Erscheinungsjahr 1887, André Gide folgte zwei Jahre, Paul Valéry sieben Jahre, Paul Léautaud 15 Jahre später. Und noch Julien Green, der

1926 sein Tagebuch begann, erklärte, den Anstoß dazu von den Brüdern Goncourt erhalten zu haben. Man könnte weitere Namen nennen. Proust hielt es eines großen Künstlers für unwürdig, ein Tagebuch zu verfassen, das *Journal* der Goncourts nannte er gleichwohl »ein köstliches und unterhaltsames Werk«. Endlich liegt es nun vollständig in deutscher Sprache vor: eine editorische Großtat von Zweitausendeins (die zweite nach den Samuel Pepys-Tagebüchern vor drei Jahren). Es erlaubt einen Blick in die faszinierende Welt des jungen Kapitalismus und der mondänen Metropole Paris, damals die »Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts«. Die Brüder Goncourt begründeten die moderne Tagebuchliteratur, und sie vollendeten sie zugleich. Als Chronik einer Epoche ist dieses *Journal* nicht mehr übertroffen worden.

Edmond & Jules de Goncourt: Journal. Erinnerungen aus dem literarischen Leben 1851-1896 (Aus dem Französischen von Cornelia Hasting, Petra-Susanne Räbel & Caroline Vollmann). Vollständige Ausgabe, Hoffmanns bei Zweitausendeins, 11 Bde., 7.056 Seiten, 250,00 €.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: *Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahren, woher wir kommen.*

Ulrich Baron

Das große Sterben

Neue Bücher zum Ersten Weltkrieg

Die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« hatte für Zeitgenossen auch gute Seiten, die sich später als fatal erwiesen. Im März 1942, als man ihm längst Haus und Amt genommen und ihn zum Schneeschippen auf die Straße geschickt hatte, notierte der

Dresdner Romanist Victor Klemperer: »Lieblingsgespräch der Juden, gleich nach Gestapo und Situation des Augenblicks: ihre Teilnahme am Weltkrieg 14-18.«

Nicht nur in Deutschland hatten jüdische Veteranen ihre Kriegsteilnahme und

Orden als Beweise für ihre gelungene Assimilation gesehen. Ein fataler Irrtum, denn der Weltkrieg hatte auch jene hervorgebracht, die Männer wie Klemperer von ihren Büchern jagten. Er aber hielt an seinem »Deutschtum« fest. Sechs Jahre zuvor hatte er ergriffen verfolgt, wie ein Berliner Justizrat in der Totenrede auf einen jüdischen Rechtsgelehrten das Lied vom guten Kameraden zitiert hatte: »Kann dir die Hand nicht geben, derweil ich eben lad, bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!«

»Ein einziges Gut nur war zuunterst in der Büchse verborgen: die Hoffnung«, zitiert der Freiburger Historiker Jörn Leonhard Gustav Schwabs Sagen des *klassischen Altertums*. In der Einleitung seines monumentalen Werks *Die Büchse der Pandora* steht das Zitat im Rahmen einer Szene, die die Ironie der Geschichte verdoppelt. Ausgerechnet die Kinder Thomas Manns, der den Verfall des Bürgertums in seinen *Buddenbrooks* vorweggenommen hatte, wollten am 1. August 1914 ein Stück nach diesem Motiv proben. Die Generalprobe wurde dann abgesagt. Die Büchse stand schon offen.

Victor Klemperer konnte 1942 nicht ahnen, dass ein Menschenalter nach seiner Notiz der langjährige Botschafter Israels in Deutschland, Avi Primor, einen Weltkriegsroman veröffentlichen würde, in dem die Lebenslinien eines französischen und eines deutschen Juden in fataler Weise aufeinander zu laufen. Am Ende von *Süß und ehrenvoll* werden ein jüdischer Frontkämpfer und eine jüdische Kriegerwitwe geehrt – vom Marschall Pétain, unter dessen Regierung im Jahre 1942 die Deportation der französischen Juden in die Vernichtungslager begann, und vom Feldmarschall von Hindenburg, dem Steigbügelhalter Hitlers.

Was war nun fataler – die trügerische Hoffnung oder »jener Schwarm von Übeln«, der Pandoras Büchse zuerst entwich? Manche zunächst enthusiastisch begrüßten Folgen des Krieges – die Revolution in Russ-

land, die nationale Emanzipation kleiner Staaten, selbst der Sieg und die Reparationszahlungen, sollten sich später als Danaergeschenke erweisen. Auch wenn man die eigentliche Kriegszeit aus der Geschichte löschen könnte, bliebe sie der Nachwelt eingeschrieben. Traumata des Kriegeserlebens und enttäuschte Hoffnungen haben sich dabei in fataler Synthese verbunden. Zu den enttäuschten Hoffnungen zählten auch die der Überlebenden, dass jener Große Krieg nicht der erste Weltkrieg, sondern der letzte wäre – »*La der des ders*«, wie man in Frankreich sagt, »*the war to end all wars*«.

Doch dem Jahr 1918 folgte ein »Krieg im Frieden«, den der von Robert Gerwarth und John Horne herausgegebene Band über »Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg« bis ins zerbrechende Osmanische Reich hinein verfolgt. Dabei widerspricht der Herausgeber George Mosses »Brutalisierungsthese«. Nicht der Krieg selbst habe zur Entstehung militanter Organisationen beigetragen, »sondern die Nachkriegserfahrung der Niederlage, Revolution und territorialen Amputation in Mitteleuropa« habe zu einer »Verrohung der politischen Kultur« geführt.

Tatsächlich aber zählt zur Kriegeserfahrung auch die gegenseitige Fürsorge. Zu den wieder einmal geflissentlich ignorierten Passagen in den Kriegstagebüchern Ernst Jüngers, die man dank der editorischen Arbeit Helmut Kieselss wahlweise in der Urform oder in den verschiedenen Fassungen von *In Stahlgewittern* lesen kann, zählt jene aus dem Juli 1917, in der er seinem schwerverletzten Bruder Friedrich Georg das Leben rettet. Ganz anders sah der Bruderdienst des Malers und Dramatikers Peter Martin Lampel aus: »Mein jüngerer Bruder fiel, der zwanzigjährige Batterieführer schwerer Haubitzen. Ein strahlender, frühvollendeter Junge; auch einer, der gegen den Strom schwamm. Ich habe ihn noch ausgegraben und im letzten Kriegswinter nachhause geholt.«

Es ist etwas anderes, ob man einen lebenden oder einen toten Bruder aus dem Krieg heimholt – oder gar mit leeren Händen dasteht. In dem zusammen mit Anne Duménil herausgegebenem Sammelband über die »europäische Katastrophe« des Ersten Weltkriegs weist der französische Historiker Bruno Cabanes darauf hin, dass mehr als die Hälfte der gefallenen Franzosen auf den Schlachtfeldern verschollen blieb. Zerfetzt, verbrannt, verschüttet, verweset waren die guten Kameraden, Söhne, Ehemänner, Väter ganz und gar im Krieg geblieben: »Durch seine Grausamkeit erschüttert der Krieg gerade die etablierten religiösen Praktiken«, schreibt Cabanes: »In einer Gesellschaft, in der man üblicherweise zu Hause im Kreise seiner Liebsten starb, die auch die Totenwache hielten, sind die Soldaten verstörender Einsamkeit ausgeliefert.«

Von dieser verstörenden Einsamkeit, der Desintegration der sozialen Zusammenhänge, kündeten nicht nur die Grabmäler des Unbekannten Soldaten, sondern auch Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*, der Bestseller des 20. Jahrhunderts. Sein Autor hat ihn einen Versuch genannt, »über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam«.

Vor monumentaler Geschichtsschreibung, wie sie Christopher Clark, Herfried Münkler und Jörn Leonhard betreiben, droht sich das Einzelschicksal allerdings zu verlieren, wenngleich das die Qualität ihrer Darstellung nicht herabmindert. Dieser maßlose Krieg, in dem Soldaten zu Hunderttausenden spurlos verschwanden, markierte auch das Ende jener Einheitsstrategie begrenzbarer »Kabinettskriege«, die Leonhards Studie für das lange 19. Jahrhundert umreißt.

Schon der deutsch-französische Krieg von 1870/71 hatte freilich die Schrecken vor Partisanen heraufbeschworen. Die Furcht vor »Franktireurs«, vor »Hecken-

schützen«, zählte 1914 zu den Auslösern barbarischer Ausschreitungen deutscher Soldaten gegen belgische Zivilisten. Das vermeintliche Wissen über den Krieg entwickelte hier eine mörderische Eigendynamik, die auch ohne Heckenschützen funktionierte.

Keine Geschichte sei »bloße Vorgeschichte des Späteren«, schreibt Leonhard denn »es gibt eine Eigengeschichte, eine Geschichte von Dynamiken und Eigenlogiken des einmal ausgebrochenen Krieges, die (...) sich vermeintlichen Kausalgeraden und Kontinuitätslinien entziehen«.

Einmal entfacht, mobilisierte der Große Krieg dank neuer Verkehrstechniken auch die Ressourcen der »Heimatfront« in zuvor nie gekanntem Maße und überschritt bald *Mobilisierung der Heimatfront* die Grenzen Europas. Oliver Janz zeigt in *14 – Der große Krieg*, wie »alle den europäischen Kernkonflikt auszunutzen versuchten; entweder, wie das Osmanische Reich, Portugal und China, um ihre Position zu konsolidieren, oder, wie etwa Japan, das im Ersten Weltkrieg zur dominanten Macht in Südostasien und im pazifischen Raum aufstieg, um massiv zu expandieren«.

Angesichts von Eigendynamik und Eigenlogik des Krieges erscheint sowohl Clarks Bild von den Schlafwandlern als auch Leonhards Pandora-Metapher eher angebracht als der alte Streit um die Kriegsschuld. Während Clark detailliert nachzeichnet, »wie Europa in den Krieg zog«, zeigt Leonhard, wie sich dessen »Schlafwandler« in einen ausufernden Krieg verstrickten, in den sie gerade nicht hatten ziehen wollen. So hatte der deutsche Plan eines raschen Schlags gegen Frankreich, dem dann per Bahn ein rasender Wechsel von der West- zur Ostfront hätte folgen sollen, die Effizienz des Schienenverkehrs besser in Rechnung gestellt als die des Maschinengewehrs und der Artillerie. So verbluteten die Soldaten in einem Stellungskrieg, dessen Pattsituation erst die Panzer

aufzulösen begannen – als Avantgarde künftiger »Blitzkriege«.

Aus dem MG-Turm eines solchen frühen Tanks hält in Leonhards Band eine bloße menschliche Hand eine weiße Taube. Kein Friedenssymbol, sondern eine Brieftaube. Sie wirkt nicht nur deplaziert, sondern unzeitgemäß. »1917 hatte das deutsche Feldfernsprechnet eine Ausdehnung von 920.000 Kilometern«, schreibt Leonhard. Das war eine zwiespältige Errungenschaft, denn sie vergrößerte den Abstand zwischen Front und Führung. Der Tod in der Schlacht wurde zum Privileg der Subalternen. Dass 1933 ein Marschall einen Gefreiten zum Führer machte, mag da manchem als späte Wiedergutmachung erschienen sein.

Der flächendeckende Einsatz von Feldfernsprechern war nur ein Beispiel für die Dynamik des Krieges, durch die für Münkler »technologische, wissenschaftliche und künstlerische Entwicklungen in Gang gesetzt oder beschleunigt« wurden, die in Stefan Zweigs »Welt von Ges-

Umwertung aller Werte

tern« unvorstellbar gewesen wären. Beschleunigt wurde auch die Umwertung aller Werte und deren Inflationierung. Wegen des enormen Materialbedarfs habe der Krieg bis nach Asien und Amerika »wie ein großes, von Europa finanziertes Konjunkturprogramm« gewirkt, schreibt Janz. Japans aggressive Expansion sei so begünstigt worden. Und: »Am Ende des Krieges, der Deutschland hohe Reparationen auferlegte, war ganz Europa in den USA verschuldet.«

Besonders Deutschlands Bürgertum zählt für Münkler zu den Verlierern. Zwar sei ihm ein Teil der politischen Macht zugefallen, »diese war ihm jedoch infolge des ge-

schwundenen Fortschrittsvertrauens nicht mehr viel wert«. Sein Geldvermögen hatte der Krieg *post festum* per Inflation verschlungen. Dass es sich später Rettung von rechts erhoffte, bestätigt das Fazit Leonhards: »Der eigentliche Sieger war der Krieg selbst, das Prinzip des Krieges, der totalisierbaren Gewalt als Möglichkeit.« So gesehen, waren die Protagonisten von 1914, wie Clark resümiert, wirklich »Schlafwandler – wachsam aber blind, von Albträumen geplagt, aber unfähig, die Realität der Gräueltat zu erkennen, die sie in Kürze in die Welt setzen sollten«.

Clark hat das Buch seinen Söhnen gewidmet, »in der Hoffnung, dass sie niemals einen Krieg erleben werden«. Da ist sie noch immer, oder da ist sie wieder, diese Hoffnung.

Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. DVA, München 2013, 895 S., 39,99 €. – *Robert Gerwarth/John Horne (Hg): Krieg im Frieden: Paramilitärische Gewalt nach dem Ersten Weltkrieg.* Wallstein, Göttingen 2013, 347 S., 29,90 €. – *Bruno Cabanes/Anne Duménil (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Eine Europäische Katastrophe.* Konrad Theiss, Darmstadt 2013, 480 S., zahlreiche Abbildungen, 49,95 €. – *Oliver Janz: 14 – Der große Krieg.* Campus, Frankfurt/M. 2013, 415 S., 24,99 €. – *Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe.* Klett Cotta, Stuttgart 2013, 2 Bände, 1.245 S., 89,00 €. – *Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Die Geschichte des Ersten Weltkriegs.* C.H. Beck, München 2014, 1.157 S., 29,95 €. – *Herfried Münkler: Der große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918.* Rowohlt Berlin, 2013, 924 S., 29,95 €. – *Avi Primor: Süß und ehrenvoll. Quadrige,* Köln 2013, 384 S., 19,99 €.



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de